

Ostpoker

Als ich geboren wurde, hatte ich ein sozialistisches Vaterland. Es hieß Deutsche Demokratische Republik und stand kurz vor der Vollendung seines zweiten Lebensjahres. Sicher haben die Bürger dieses Ereignis hochleben lassen müssen, vor allem mit Jubellosungen und Fahنشmuck, in dem die wunderbare Farbe Rot leuchtete. Sie streute die angeordneten optimistischen Tupfer auf den tristen Grundanstrich, der allorts dominierte. Auch in meiner Heimatstadt Leipzig. Durch die Ritzen ihres sowjetisch fundamentierten Armutsgepräges stach der Westen Deutschlands, der amerikanischem Wohlstand nacheiferte, vielen ihrer Bewohner schon damals wie Gold in die Augen. Leider auch meiner Mutter. Sie halste ihr Baby einer überraschten Nachbarin auf und ließ sich östlich des Eisernen Vorhangs nicht mehr blicken.

Zunächst übernahm irgendeine Urgroßmutter namens Erna die Bürde, mein hungriges Maul stopfen zu müssen. Zu dieser Liebesfron hatte sie mein unehelicher Vater gerade noch überreden können, bevor er mit dem Kopf zuerst in den Theklaer Baggersee sprang und erst nach Tagen wieder auftauchte. Jahre später, als Erna auf dem Sterbebett lag und ich längst an andere, noch fremdere Aufsichtspersonen weitergereicht worden war, beichtete mir die gute alte Anverwandte ihre verflorenen und ausnahmslos verpatzten Bemühungen um meine Zukunft. Meine Mutter, in Westberlin zur gutbezahlten Bardame aufgestiegen, hätte mich im zarten Alter von zweieinhalb Jahren zu sich beordert. Aber am schriftlich vereinbarten Treffpunkt in der Nähe des Grenzübergangs Friedrichstraße wäre niemand aufgetaucht, um mich in Empfang zu nehmen. Als die Weichen für meinen weiteren Lebensweg einrasteten, soll ich gejauchzt haben.

Meine frühen Kindheitserinnerungen entstanden in der Wigandstraße in Kleinzschocher. Das ist ein Stadtteil im Südwesten Leipzigs. Dort waren meine ersten Pflegeeltern zuhause, einfache und im Wesentlichen wohl auch ehrbare Leute. Für sie bedeutete ich nicht mehr und nicht weniger als eine Erwerbsquelle, aus der lebensnotwendige Behördengelder flossen. Um kräftig abschöpfen zu können, pferchten sie außer mir Dreijährigen auch noch eine Greisin und einen Säugling in ihre aus dreieinhalb Zimmern und einer Küche bestehende Wohnung. Sowie einen jungen Untermieter, der selten anwesend war, weil er zur See fuhr.

Für uns vier Gäste war die Frau des Hauses zuständig. Ihr Mann arbeitete tagsüber beim Straßenbau, obwohl er nur noch ein Bein hatte. Abends im Bett hörte ich, wenn er kam. Tapp, nichts, tapp, nichts. Die lauten rhythmischen Schläge, die seine Prothese der Treppe verabreichte, flößten mir entsetzliche Angst ein. Die Erwachsenen hatten mir eingeredet, dass mich der kinderfressende Schwarze Mann holen würde, wenn ich nicht sofort schlafen sollte. Und dieses Ungeheuer verursachte doch sicher solche Geräusche.

Da zu allem Unglück die Gaslaterne vor dem Fenster bedrohliche dunkle Schatten ins Zimmer warf, riss mich die Furcht zu einer Verzweiflungstat hin. Ich griff zur Flasche. Aber nicht zu der mit dem Gummisauger, sondern zu der hübschen grünen, die auf dem Sims stand. Daraus nahm ich ab und zu einen tüchtigen Schluck. Die Flüssigkeit brannte wie Feuer, und um mich her tanzten die Möbel. Bevor ich einschlief, betete ich noch schnell zum lieben Gott, er möge mich doch bitte nicht verraten. Und tatsächlich, er tat es nicht. Am nächsten Tag bezichtigten sich die Eheleute gegenseitig des Diebstahls. Mich zog als Täter keiner in Erwägung.

Um so viele Leute betreuen zu können, verlangte die Wirtin von allen Bewohnern eiserne Disziplin. Jeder Einzelne hatte bestimmte Aufgaben zu erfüllen. War einigermaßen schönes Wetter, musste ich mich stets gemeinsam mit der Achtzigjährigen auf dem engen gepflasterten Hof, der zum Haus gehörte, aufhalten. Jede von uns beiden hatte einen Holzstuhl, Oma einen großen, ich einen kleinen. Darauf saßen wir stundenlang in Erfüllung unseres jeweiligen Auftrags, auf die Andere aufzupassen.

Damit war ich eine Gefangene, die niemals weglaufen durfte. Aber ich hörte die Kinder auf der Straße herumtollen und träumte, frei zu sein wie sie. Als dieser Wunsch in mir übermächtig geworden war, versuchte ich, ihn mir selbst zu erfüllen. Kaum waren meiner Bewacherin die Augen zugefallen, sprang ich behende vom Stuhl, um ebenso behende von

knorrigen Fingern am Kragen gepackt zu werden. Oma hatte stets den längeren Arm. Einmal rächte ich mich für diese enttäuschende Tatsache mit einem wütenden Fußtritt gegen ein dürres schwarzbestrumpftes Schienbein. Die Jammerlaute der alten Frau haben mein Gewissen lange Zeit belastet.

Dennoch begann ich, meinen Gefangenenkoller mit immer neuen gewalttätigen Mitteln zu bekämpfen. Sah ich ein Fahrrad stehen, riss ich solange an den Ventilen der Schläuche herum, bis die Felgen ungepolstert auf den Boden stauchten. Kam mir ein Klingelbrett in greifbare Nähe, spielte ich darauf Klavier, um mich von fern über die Reaktionen der gestörten Wohnungsinhaber zu amüsieren. Einmal missriet mein Hang zum Verbotenen sogar zur Obszönität. Ich hockte mich rückwärts in die schmale Öffnung des Toilettenfensters und pinkelte aus einer Höhe von gut sechs Metern auf das holprige Hopfpflaster. Diese Aktion hat mir besonders viel freudige Genugtuung verschafft.

Von kleinen heimlichen Erfolgen angespornt, klügelte ich zunehmend realisierbare Fluchtpläne aus. Eines frühen Morgens stand ich leise auf, zog mich notdürftig an, nahm meinen einzigen Ball und tummelte mich auf dem Bürgersteig der Wigandstraße. Von da an versteckte die Hausfrau nachts meine Kleidungsstücke. Was mich jedoch nicht davon abhielt, erneut auf Tour zu gehen. Zunächst nur hundert Meter weiter in die Rolf-Axen-Straße. Dort gab es damals schon einen Spielplatz mit Sandkasten, wenn auch ohne Klettergerüst. Trotzdem empfand ich das kindgemäße Angebot als vielseitig und nutzte es ausgiebig. Aber eine Nachbarin, die mich entdeckte, nur mit einem Schlüpfer bekleidet und barfüßig, nahm mich gleich wieder mit nach Hause. Die Wiedersehensfreude der Pflegeeltern hielt sich in Grenzen.

Das nächste Mal besuchte ich vorsichtshalber einen entfernter liegenden Spielplatz, den an der Schwarzestraße. Aber der Spürsinn der Erwachsenen holte mich auch von dort zurück. Deshalb lief ich eines Tages sogar bis in den Stadtteil Schleußig. Der Platz, auf dem jetzt die Schwimmhalle steht, war damals ein großes brachliegendes Freigelände. Dort vergaß ich die Zeit. Hunger spürte ich nicht. Ich spielte mich satt.

Auf dem Freigelände blieb ich den ganzen Tag. Solange, bis mich die Glühwürmchen umschwirrten. Spätabends brachten mich ein paar große Jungen unter Androhung von Gewalt nach Hause. Alles stand kopf. Aber ich steckte die Vorwürfe des Empfangstribunals leicht weg. Das Glück der vergangenen Stunden schien mich unempfindlich gemacht zu haben. Eine Entdeckung, die mein Bedürfnis, im Ernstfall das Weite zu suchen, potenzierte. So blieb es mir erhalten bis auf den heutigen Tag.

Was ich in meiner Kindheit besonders vermisste, waren gute Worte und Süßigkeiten. Deshalb suchte ich beides bei Fremden. Im Haus in der Wigandstraße befand sich ein Kolonialwarengeschäft, das ich auch durch den Hintereingang betreten durfte. Wenn ich dort klingelte und den Inhabern etwas vorsang, bekam ich eine rotweiß gestreifte Zuckerstange geschenkt. Seit ich das wusste, erschien ich fast täglich am Hintereingang. Mein Lieblingslied war das vom Heitschi Bumbeitschi, weil es von einer Mutter handelt, die nicht wiederkommt. Leider ging es den braven Kaufmannsleuten mit der Zeit auf die Nerven. Kaum klingelte ich, hielten sie mir auch schon die Zuckerstange entgegen. Und mein schöner Einsatz war vermasselt.

Ab und zu kam der Seemann nach Hause. Er besaß eine elektrische Eisenbahn, für die er Strom brauchte. Zum Leidwesen der Vermieterin, die die Einnahmen wachsen sehen wollte, nicht die Ausgaben. Kurzerhand drehte sie die Sicherung aus der Fassung. Angesichts der Notlage des jungen Mannes keimte in mir ein Solidaritätsgedanke auf. Ich schaffte heimlich Kerzenstummel beiseite, viele Kerzenstummel. Jeden einzelnen knabberte ich erst ein wenig an, um dem vermeintlichen Genuss von Kaugummi auf die Spur zu kommen. Dann schob ich das deformierte Überbleibsel zu den anderen Restbeständen unter meine Matratze. Und die ganze verschrobene Wachsfüßersammlung schenkte ich eines unbeobachteten Augenblicks meinem Leidensgefährten. Er bedankte sich lachend und sagte, dass er nun abends wenigstens etwas Licht zum Lesen hätte.

Der Seemann war mein erster Freund. Manchmal spielte er mit mir Blindkuh oder erzählte mir Geschichten von Meeresungeheuern. Diese Kontakte bedeuteten mir sehr viel. Sie waren ein dünner, aber wichtiger Ersatz für fehlende Mutter- und Vaterliebe. Denn die Pflegeeltern fühlten sich lediglich für das leibliche Wohl ihrer Zöglinge verantwortlich, nicht

für das seelische. Außerdem hatten sie sich zu der Meinung entschlossen, dass ich von Natur aus böse sei, und ließen mich ihre Abneigung spüren. Ihre dompteurhaften Bemühungen, mich zu einer wunschlosen, gehorsamen Unperson zu dressieren, waren entsprechend erfolglos. Ein Handicap, das ihnen ihr Geschäft sehr erschwerte. Deshalb machten sie einen ihnen zustehenden Regressanspruch geltend, sie gaben mich zurück.

Das Problem meiner Betreuung hatte nun die Abteilung Jugendhilfe und Heimerziehung des Stadtbezirks am Hals. Jedoch nicht lange, denn ein Ausweg aus der Misere war bald gefunden. Dieser führte zu einem Ehepaar, das bei der Behörde irgendwie in der Kreide stand und deshalb leicht zu überzeugen war. Auch von seinem Glück, eine Tochter zu bekommen, mich. Nach meinen Wünschen fragte niemand.

Eines Morgens kamen fremde Leute in die Wigandstraße. Sie nahmen mich auf den Arm und säuselten mir ins Ohr: „Gisela, wir haben einen kleinen Jungen zuhause und einen Roller und ein Fahrrad. Bei uns ist alles viel schöner als hier. Komm mit!“

Das Fahrrad war ein starkes Argument. Ich dachte, das probierst du mal aus. Deshalb erklärte ich mich bereit mitzukommen, ohne von meinen Fingernägeln Gebrauch zu machen. Daraufhin beluden die Fremden einen Leiterwagen mit Bett und Kinderstuhl. Meinen Ball nahm ich selbst an mich. Zu dritt trabten wir stadtauswärts bis nach Großzschocher. An die Hand nehmen ließ ich mich nicht.

Von Stund an wurde mein Leben von den drei Menschen bestimmt, die ich Vater, Mutter und Bruder nennen sollte. Wobei Mutters Einfluss der dominierende war. Sie schwang im Haus das Zepter, als gelte es, ein Königreich zu regieren. Ihre äußerst pedantische Auffassung von Ehrbarkeit und Reinlichkeit verunsicherte die gesamte Familie. Von mir ganz zu schweigen. Als jüngstes und schwächstes Mitglied ließ ich mich fast widerstandslos in die Rolle einer Untergebenen pressen, in die des unbezahlten Hausmädchens. Fensterputzen, Abwaschen, Staubwischen – für nichts galt ich als zu klein. Seit meinem vierten Lebensjahr.

Dabei konnte ich es der strengen Herrscherin nie rechtmachen. Ein Blick in deren eigentlich hübsches, aber dauerhaft zorndurchfurchtes Gesicht genügte mir, um zu erkennen, dass meine Bemühungen um den Erhalt einer keimfreien Wohnung zum Scheitern verurteilt waren. Und so scheiterten sie denn auch. Bald erlag ich selbst Mutters Überzeugung, mit zwei linken Händen auf die Welt gekommen zu sein. Obwohl das mit bloßem Auge nicht zu erkennen war.

Mit unablässigen Vorwürfen wurde mir bewusst gemacht, dass ich den verwerflichen Anspruch erhob, essen zu wollen für nichts. Das schien ein Auswuchs meines Charakters zu sein, dem Einhalt geboten werden musste. Mutters Gegenmaßnahmen waren vielfältig. Wenn sie mir meine täglichen Prügel verabreichte, nahm sie meistens den Teppichklopfer zur Hand. Manchmal warf sie mit Gegenständen nach mir oder trat mich mit Füßen. Einmal flog ich nach einer solchen Attacke durch die Küche und riss mir an der Herdkante die Oberlippe auf. Die Wunde blutete stark. Eine kleine senkrechte Narbe wird mich bis an mein Lebensende daran erinnern.

Der Halt meines verängstigten Daseins war Vater, ein gutmütiger, kluger, aber wohl etwas zu schwacher Mensch. Er arbeitete als Krafftfahrer bei den Leipziger Eisen- und Stahlwerken, dem späteren VEB Kombinat Gisag. Dort war er außerordentlich beliebt bei Jung und Alt. Vor allem wegen seiner Hilfsbereitschaft. Saß zum Beispiel ein Sechzehnjähriger rauchend im Speisesaal, reagierte Vater auf diesen Verstoß gegen die Betriebsordnung nicht fluchend und schimpfend wie die meisten seiner Kollegen, etwa mit den Worten: „Verdammt noch mal, hier wird nicht gepafft. Mach den Glimmstengel aus!“ Nein, er ging zu dem Jungen hin, gab ihm eine Mark und sagte ruhig: „Hier, kauf dir lieber etwas zu essen. Das ist gesünder.“ Dabei verdiente Vater herzlich wenig. Und das Taschengeld, das ihm Mutter zubilligte, war ein Klacks.

Als ehrenamtlicher Mitarbeiter der Abteilung Jugendhilfe und Heimerziehung des Rates des Stadtbezirks hat Vater unentgeltlich viel geleistet. Dort vertraute man ihm, dem Ehrlichen, Selbstlosen, völlig. Und kümmerte sich natürlich nie um mich. Die Funktionäre dachten, ich sei in den besten Händen. Und was Vater anging, stimmte das ja auch. Wenn Mutter frühmorgens auf mich einschlug, war er schon aus dem Haus. Er wusste nicht, dass ich manchmal so laut schrie, dass es die Nachbarn hörten. Einige von ihnen gaben nach Jahren geheimer Entrüstung der zuständigen Behörde einen deutlichen Hinweis. Mit zweifelhaftem

Erfolg. Zwei Sozialbeauftragte kamen, ebenfalls in Vaters Abwesenheit, in die Huttenstraße, um in einem wohlwollenden Gespräch ihrer Überprüfungsspflicht nachzukommen.

Damals war ich sieben Jahre alt und ging bereits zur Schule. Als ich mittags nach Hause kam, gab sich Mutter zu meinem Erstaunen völlig anders als sonst. Sie schob mich in die Küche und flüsterte mir eindringlich, aber freundlich zu: „Du, Gisela, die beiden Frauen, die im Wohnzimmer sitzen, wollen dich in ein Heim stecken. Dort werden allen Kindern die Haare abgeschnitten, und auch du müsstest mit einer Glatze herumlaufen. Am besten, du sagst nicht, dass ich dich manchmal geohrfeigt habe.“

Mutters Empfehlung und vor allem ihr wohltuender Umgangston überzeugten mich von der Notwendigkeit einer Lüge. Ich bestritt, dass sich die Person, die zu meiner Erziehung berechtigt worden war, oft und hart an mir vergriff. Und alles blieb beim Alten.

Meinen Pflegebruder Andreas behandelte Mutter unter völlig anderen Gesichtspunkten als mich. Er war männlichen Geschlechts und durfte demzufolge fast immer tun, was er wollte. Für Ausrutscher in seinem Verhalten wurde er nie bestraft, auch brauchte er im Haushalt keinerlei Aufgaben zu übernehmen. Diese Bevorzugung sowie seine körperliche Größe – er ist drei Jahre älter als ich – verschafften ihm mir gegenüber eine kolossale Überlegenheit. Und die wusste er auszunutzen. Auch er tyrannisierte mich, allerdings auf andere Weise als Mutter.

Als Kinder schliefen wir in einem gemeinsamen Raum. Dort war Andreas der unumschränkte Herrscher, der meine Versklavung mit Freude und Fantasie vorantrieb. Sowie mit Gewalt. Deshalb gelang es ihm sogar, mich an der Brust und an den Oberschenkeln zu betatschen. In mancher Nacht riss er mich aus dem Schlaf und verlangte hämisch grinsend, dass ich ihm meine Träume erzählen sollte. Ich hatte aber keine gehabt oder konnte mich ihrer nicht mehr erinnern. Also log ich Andreas irgendeine Geschichte vor. War ich dazu nicht in der Lage, musste ich meine Einfallslosigkeit büßen und den Rest der Nacht stehend verbringen.

Suchte ich nach langem Zögern doch einmal Beistand bei den Eltern, rächte sich Andreas grausam. Seine „über die elende Verräterin“ verhängte Lieblingsstrafe war der sogenannte Dornenritt. Zur Vollstreckung schleifte er mich auf den Weg, der zum Eingang der Kleingartenanlage „Vergißmeinnicht“ führte und rechts von Gärten, links von einer steil abfallenden und von Brombeersträuchern überwucherten Böschung gesäumt war. Ich musste mich an den Wegrand stellen und hinnehmen, dass Andreas Anlauf nahm und mich mit aller Kraft nach unten stieß. Wenn ich anschließend zerkratzt und zerrissen nach Hause kam, verabreichte mir Mutter noch eine zusätzliche Tracht Prügel. Weil ich wie eine Schlampe herum lief, begründete sie ihre Gewalttat.

Ich gewöhnte mir an, jeden Ausbruch aus der Familienzelle als Segen zu betrachten. Davon profitierte insbesondere meine Haltung zum Lernen. In die Schule ging ich leidenschaftlich gern. Zu gern für Mutters Geschmack. Also formte sie weiter an mir herum. Wenn ich meine Hausaufgaben erledigen wollte, musste ich mir diese Auszeichnung erst einmal verdienen, und zwar durch Küchen- oder Flickarbeiten. Eine Bedingung, der ich mit immer neuen Mitteln zu entgehen trachtete. Begann der Unterricht später als geplant, verschwieg ich dieses Unglück. Sonst hätte ich schon frühmorgens Strümpfe stopfen müssen. Oder Knöpfe annähen. Oder Kleider auftrennen. Der Nähkorb war immer voll. Sein steter Anblick glich einem Signal, das mein schlechtes Gewissen wachhalten sollte.

Damit erübrigte sich viel überflüssiges Gerede. Einmal war ich zum Kindergeburtstag eingeladen worden. Ich bat Mutter um Einverständnis mit meiner Teilnahme. Aber statt einer Antwort stellte sie mir nur den Nähkorb hin. Um ihn leerzuarbeiten, brauchte ich viele Stunden. Und blieb zu Hause.

Regelmäßig dienstags hatte Mutter drei Freundinnen zu Besuch. Sie saßen in ihren besten Kleidern herum, essend, trinkend, schnatternd, quiekend, und nannten die Gastgeberin ihre liebste Helga. Aus aktuellem Anlass musste ich meine Hausaufgaben stets liegenlassen. Meine erste Tochterpflicht bestand nämlich darin, einkaufen zu gehen und danach das Dienstmädchen zu mimen. Zu meinem Arbeitsprogramm gehörte das Zubereiten des Kaffees, das ich zum unterhaltsamen Zauberkunststück aufwertete. Die Bohnen aus einer Tüte Kosta zu einer Mark und fünfzig Pfennigen mahlte und brühte ich nicht nur auf, wie es mir vorgeschrieben worden war, sondern streckte den Fond auch noch ein wenig mit Kakao.

Das Getränk wurde dunkler als erwartet. Keine der Damen erkannte die Ursache. Ich hatte ein Geheimnis, das mein Selbstbewusstsein beträchtlich stärkte.